

Ein Büchlein mit Jugendgedichten Carl Hiltys

Autor(en): **Hilty, Hans Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **4 (1947)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schnitt oder gar Zeichnung darin zu finden sein könnte, das Freund Oeri nicht durchblättert habe.»

Ein Oktavband enthält übrigens nur Titel von Geschichtswerken und anderen Quellen, die ihm als Grundlagen seiner Kostümstudien dienten.

Die Vorwürfe seiner Zeichnungen sind also zum überwiegenden Teil älteren Geschichtswerken entnommen. Einzelne Gestalten sind auch unschwer Diebold Schilling, der Manessischen Handschrift der Minnesinger oder der Handschrift des Wilhelm v. Oranien zuzuschreiben.

Obschon Oeri als Bildniszeichner der Besonderheit des Menschengesichts gerecht zu werden vermochte, trat diese Eigenschaft überall dort zurück, wo er es sich erlauben konnte, in der Darstellung von Trachten zu schwelgen. Seine ur-eigenste Künstlerschaft lag denn auch darin, die Vielfalt der Gewandungen einzelner Jahrhunderte nachzuzeichnen. Trotzdem erscheint ab und zu zwischen der Fülle der Kleider ein Kopf, der nicht nur Träger einer irgendwie gearteten Kopfbedeckung ist, sondern einen ganz bestimmten Charakter ausdrücken will (man beachte in diesem Zusammenhang die treffliche Skizze des Mönchs unter den Gestalten des Narrenschiffs).

Daneben legt Oeri besonderes Gewicht auf die Bewegung der Gestalten, womit er wohl die bloße Aneinanderreihung der Trachten etwas auflockern will, um damit eine gewisse Einförmigkeit zu vermeiden. Daher kommt es, daß sich einzelne Gestalten unvermittelt und zwanglos zu einer Gruppe zu verbinden scheinen; dadurch weisen die Blätter eine unterhaltsame Bewegung auf, die selbst dann noch wirkt, wenn man ent-

deckt, daß Haltung und Bewegung der Gestalten sich oft wiederholen. So zeichnet z. B. Oeri – ganz nach den Vorlagen in den verschiedenen Chroniken – die Pferde fast ausnahmslos in sprengender Haltung.

Durch dieses Bewegungsmoment erscheinen die oft stark ineinandergeschachtelten Skizzen keineswegs erzwungen, sondern vermitteln ein durchaus organisches Gleichgewicht, obschon Anordnung und Form kaum einer besonderen Absicht des Künstlers entsprungen sein dürften.

Die größte Bedeutung kommt dem Vorwurf zu. Oeris Auftrag, der Auftrag aus Leidenschaft, entstand aus seiner Liebe zum Kostüm, das er mit seltener zeichnerischer Feinheit festhielt und dem er andere Motive (man vergleiche die Bedeutung der Trachten im Bild «Streit der Zellweger und Wetter zu Herisau, 1732 in Appenzell Außerrhoden», in der die ganze Stärke seiner Kostümkomposition zum Ausdruck kommt und sowohl Handlung als auch die Eigenart der Handelnden vernachlässigt wird) vollständig unterordnete. Sein Werk entbehrt jenen Hauch des Schöpferischen, durch den sich Meisterwerke vom Kunsthandwerk unterscheiden. Muß es auch mehr diesen zugeordnet werden – so wie Skizze und Nachahmung halben Weg, Stufe zur Vollendung darstellen –, so darf doch nicht übersehen werden, daß sich Oeri dessen bewußt war und sich nicht der Anmaßung schuldig machte, mehr zu scheinen, als er war: ein Jünger der Zeichenkunst, dessen große Liebe zur Kunst sich mit seinem Talente maß, wobei in glücklicher Verbindung und Begrenzung seine Bedeutung in Bescheidenheit und Maß gefunden werden muß.

Hans Rudolf Hilty | Ein Büchlein mit Jugendgedichten Carl Hiltys



Als Carl Hilty 1909 im Alter von nahezu siebenundsiebzig Jahren starb, war er dreieinhalb Jahrzehnte lang Lehrer an der Berner Universität gewesen. Viele mochten damals glauben, er habe sein Leben lang an dieser Stätte gewirkt; denn man konnte sich die Erscheinung des freundlichen, gepflegten, weißbärtigen Professors kaum mehr aus dem Gesicht der Bundes-

stadt und ihrer Hochschule wegdenken. Und doch war Carl Hilty früher während zwanzig Jahren Rechtsanwalt in Chur gewesen, hatte er als Arztsohn in der kleinen Hauptstadt Graubündens und auf dem malerischen Schloß Werdenberg seine Jugend noch ganz im Bannkreis der Goethezeit verlebt. Seine stets bewahrte Churer Mundart war es allein, was auch später noch sichtbar an diese früheren Lebensabschnitte erinnerte.

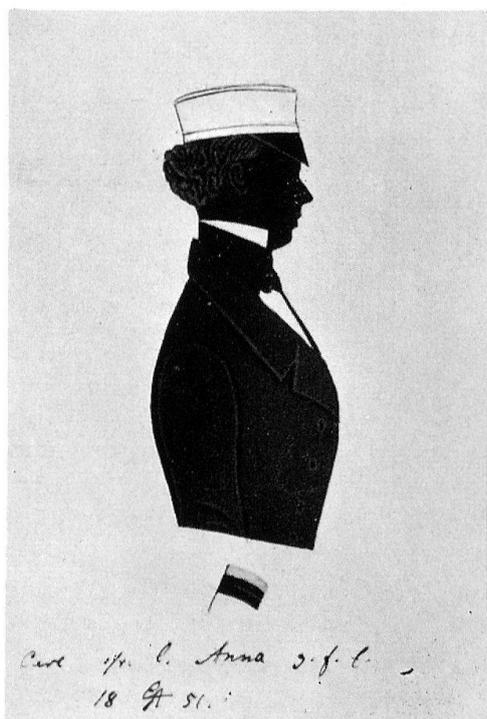
Von Carl Hiltys Wirksamkeit in den Berner

Jahren geben seine historischen und juristischen Veröffentlichungen, seine « Politischen Jahrbücher » und vor allem seine seit 1890 in Riesenaufgaben verbreiteten religiösen Schriften bereidete Kunde. Aus der Churer Anwaltszeit sind neben den ersten drei juristischen Publikationen einige Tagebücher erhalten. Aus der Jugend aber gibt es nur ein einziges gewichtigeres Zeugnis: ein schmales Büchlein mit « poetischen Versuchen ». Dieses eine Zeugnis dünkt mich jedoch von ganz besonderem Reiz.

Eine literarische Würdigung dürfte freilich dem Gegenstand nicht angemessen sein. Aber so wenig dieses Gedichtbüchlein dem Literaturkritiker bieten kann, so unendlich viel sagt es dem, der sich nicht nur vom Inhalt eines Schriftstückes ansprechen läßt, sondern auch von Schrift, Papier und Einband, und der auch auf die lebens- und bildungsgeschichtlichen Bezüge zu horchen versteht, die sich darin spiegeln. In diesem Sinne möchte ich hier auf das Büchlein mit den Jugendgedichten Carl Hiltys hinweisen, das ein kleiner goldener Schlüssel ist zu einer Kultur, die uns schon fast sagenhaft fern vorkommt und die noch von einem Manne erlebt wurde, der bei seinem Tode mitten in den Auseinandersetzungen des zwanzigsten Jahrhunderts stand. Die beigelegten Abbildungen, die alle zum erstenmal gedruckt werden, mögen die Welt dieser Gymnasiastenverse mög-



Carl Hilty
als Churer Kantonsschüler



Carl Hilty
als junger Student in Göttingen

lichst lebendig machen. (Das Bändchen befindet sich jetzt im Besitz eines Enkels von Carl Hilty, der es mir freundlich überlassen hat.)

« Poetische Versuche aus den Jugendjahren » steht auf dem Schild des schmalen Kleinoktav-Bändchens. Die später noch darauf gesetzten Jahreszahlen « 1846 bis 1850 » sagen uns, daß es heute genau ein Jahrhundert seit der Niederschrift dieser Gedichte her ist. Das Papier ist inzwischen leicht vergilbt; die feine, etwas schülermäßige deutsche Schrift ist verblaßt, und der braungesprenkelte Pappdeckel ist stark vergriffen. Daß Carl Hilty auch später zuweilen selber in diesem Zeugnis seiner Jugend geblättert hat, erkennen wir aus der kleinen Betrachtung « Nach 20 Jahren », niedergeschrieben 1867, die auf der Innenseite des Deckels beginnt und sich noch über den untern Teil des Titelblattes und über dessen Rückseite erstreckt. Hier erzählt er, wie seine Jugendverse entstanden sind:

« Meine Ersten Gedichte machte ich schon sehr früh, angeregt durch das poetische Talent und noch poetischere ganze Wesen meiner edlen, leider schon 1847 am 8ten April verstorbenen Mutter. Ich erinnere mich an noch sehr viele Gedichte, die in dieser Sammlung nicht enthalten sind. Die Sammlung legte ich auf Betrieb meines Vaters an, der, obwohl selbst eine andere Natur, darauf aus Interesse für mich und in Erinnerung an seine

Weiterhin enthält die erste Gruppe auch mehrere recht geschickte Übersetzungen aus griechischen und lateinischen Klassikern, aus Homer, Vergil und Horaz; und wie eine Randglosse sagt, handelt es sich dabei sogar bloß um Auszüge aus größeren Versuchen. Wir empfinden darin ein echtes Vertrautsein mit der dichterischen Überlieferung. Diesem Vertrautsein ist denn bestimmt auch die Gewandtheit der eigenen Verse entsprungen. Zudem werfen die Nachdichtungen ein Licht auf die Mannigfaltigkeit der Tonarten, die uns an diesen Jugendgedichten aufgefallen ist. Die zeitliche und bildungsmäßige Nähe jener Romantiker ist spürbar, die immer wieder Rolliengedichte, Übersetzungen oder auch ironische Parodien schrieben, zuweilen fast schauspielerisch eine Maske mit der andern tauschend. An einer Stelle bezeugt Carl Hilty selbst den Einfluß Heines. Ohne Zweifel müssen wir seine Gymnasialenverse als Epigonendichtung bezeichnen.

Nur dürfen wir dabei nie vergessen, daß die Zeit der Fülle noch so nahe war, daß ihre «Requisiten» noch nicht fremd wirken konnten. Freilich wurde auf einem übernommenen Instrumentarium der Sprache musiziert; aber das eigene Herz musizierte innig mit. Wer verstehend hinlauscht, kann dieses Mitschwingen des eigenen erwachenden Herzens in den Jugendgedichten Carl Hiltys nicht überhören.

Besonders in dem romantischen Werdenberg scheint für den Jüngling so etwas wie ein lebendiges Stück Goethezeit bewahrt geblieben zu sein. Der Vater, Dr. Johann Ulrich Hilty, hatte das alte Schloß gekauft, und es bildete während der dreimonatigen Sommerferien der Churer Kantonsschule das Ferienparadies des jungen Hilty und seiner Geschwister. Auf Werdenberg ist denn auch ein besonders reizvolles Stück in dem Gedichtbändchen gemünzt, überschrieben «Das höchste Glück. Solopartien für Mondschein-



Werdenberg zur Zeit des jungen Carl Hilty. Unsignierter Aquatinta-Stich (wahrscheinlich von J. B. Isenring)

abende in W ... g». In diesem kleinen Opus legt Carl Hilty seiner Schwester als «schmelzendes Adagio» die launisch überschwenglichen Worte in den Mund:

*«Ist es ein Traum, oder ist es Leben?
Bin ich entflohn aus dem häßlichen Chur?
Fort aus den düsteren, traurigen Mauern,
Schwelg' ich am Busen der schönen Natur?»*

*Götter! Ich wage es kaum zu glauben,
Geh' ich dem schönsten der Seen entlang?
Sind das die traulich verschwisterten Gänse?
Ist das der heimischen Frösche Gesang?»*

*Welch eine Springfluth des zarten Empfindens,
Welche Erinnerungen flößt ihr mir ein? ...
Werdenberg ist ja ein Stuttgart im kleinen,
Königin will ich auch gerne ihm sein ...»*

Am reinsten und echtsten aber sprechen uns die Gedichte an, die junges Liebesglück und junge Liebesträuer spiegeln. Zwar fehlt bezeichnenderweise auch hier das Spielerische nicht: Viermal ist der Name eines angebeteten Mädchens in den Anfangsbuchstaben der einzelnen Verse eines Gedichtes enthalten. Immer wieder jedoch stoßen wir auf ganz eigene und einmalige Klänge. Mindestens gilt dies für die Folge von Gedichten, die an Betti Schneeli gerichtet sind, eine Bekannte aus Zürich, die der junge Hilty zuerst bei einem Turnfest in der Limmatstadt traf und die dann später (im Herbst 1850) für einige Tage in Chur zu Gaste war. Damals haben die beiden auf dem idyllischen «Rosenhügel» miteinander Goethes Tasso gelesen, haben sie eine Jugendliebe erlebt, deren Behutsamkeit und Zartheit aus all den Versen zu spüren ist, die ihr entsprungen sind; so aus den «Abschiedsworten»:

*«Nur noch ein Weilchen laß uns freundlich plaudern,
Nur noch ein Stündchen unter uns allein.
So manches möcht' ich Dir noch gerne sagen,
Und nun muß schon, ach schon geschieden sein.
Im Traum des Glücks sieht man die Zeit nicht gehen,
Bis daß die Zeiger auf Erwachen stehen.»*

*Noch einmal sieht man still sich in die Augen,
Noch einmal sich in's liebe Angesicht.
Nur leis und abgebrochen klingt die Rede,
Es schweigt der Mund, wenn's laut im Herzen spricht.
So gerne möcht' der Mensch sein Liebstes halten,
Doch ihn bezwingt des Schicksals dunkles Walten...»*

Diese Verse gehören bereits der Gruppe «Im Sonnenaufgang» an. Hier ist die Schrift schon weniger schülerhaft als weiter vorne. Und vor allem herrscht hier ein einheitlicherer Ton: Die Verse fließen stets freundlich und weich dahin; gegen den Schluß der Sammlung klingen sie

immer wehmütiger. Zwischen den Zeilen können wir herauslesen, daß der junge Hilty selbst irgendwie das Schicksal Tassos erleben mußte. So heißt das zweitletzte Gedicht «Die Jahre vergehen». Es schließt mit den Versen:

*«Der Morgen vertreibt die Schatten, der schöne
Traum ist aus.
Die Geister vergangener Zeiten, die schleichen sich
still nach Haus.
Am trüben Himmel des Tages steht nirgends
mehr ein Stern.
Und Lust und Lieb' und Locken sind auch schon
lange fern. –
Die Träume vergehen.» –*

Im folgenden letzten Gedicht «Abend und Morgen» findet der Jüngling vor seiner Reise zur Universität allerdings wieder eine männlich tapfere Haltung. So klingt das Büchlein aus in die Strophen, die von Überwindung und neuer Zuversicht künden:

*«Der Morgen strahlt und die Sonne lacht,
Und Lust und Leben sind neu erwacht.
Der Muth ist frisch und die Straß ist breit,
Und die Welt, die Welt, die ist gar so weit.»*

*Lebwohl mein Kind, wohl an, wohl an,
Ertrage das Herz, wie es tragen kann!
Mich reißt es fort und mir ist so weh,
Als ob ich dich nimmer wiedersäh'.» –*

Zu diesem letzten Gedicht schrieb Carl Hilty später: «Dieses Lied wurde gedichtet am Abend vor meiner Abreise zur Universität nach Göttingen, im Frühjahr 1851. Es war der Abschied an meine Schwester, die ich damals sehr liebte und die das ganze Buch als Andenken behielt und es mir erst nach Jahren wieder zurückgab.»

Der Schwester Anna, der schon das erste Gedichtlein gegolten hatte, ist auch eine Silhouette von Carl Hilty als jungem Studenten gewidmet, die er aus dem ersten Semester heimschickte. Und vielleicht stammt von ihrer Hand (oder von der Hand von Hiltys Gattin) die Eintragung auf der vordern innern Deckelseite, die das Schönste über diese «poetischen Versuche» sagt: «Spiegel einer reinen, schönen, edlen jungen Männerseele.»

Mir kamen, als ich das Gedichtbüchlein zum erstenmal durchgegangen hatte, die Worte in den Sinn, mit denen Gottfried Kellers Erinnerungen an Schnyder von Wartensee schließen: «Es war wie der scheidende, melodisch klagende Gruß einer früheren Kultur.» Nach dem «Frührot» und dem «Sonnenaufgang» war der glühende Tag aufgestiegen. Carl Hiltys Empfinden einer Zeit-

wende bei seinem Abschied aus der Heimat war richtig. Das politische Zeitalter war angebrochen.

Gottfried Keller und Carl Hilty haben beide später zu den Forderungen des Tages mutig und kräftig ja gesagt. Daß aber ihre Jugend in einer früheren, besinnlicheren und begnadeteren Zeit wurzelte, hat mit dazu beigetragen, daß sie auch mitten in den Auseinandersetzungen aufgeregter Jahrzehnte noch um das Innig-Menschliche wußten, um den Geist der Liebe, um den Einbruch der Gnade. Aus solchem gläubigen Wissen heraus hat Gottfried Keller den geplanten «Arnold Salander» mit einer «reinigenden Wendung» be-

schließen wollen. Und Carl Hiltys letztes und schönstes Gedicht, entstanden sechs Jahrzehnte nach seinen Jugendversen, beginnt:

«Es wird noch einmal werden,
Bevor die Welt vergeht,
Daß doch auf dieser Erden
Ein Friedensreich entsteht ...»

Zur Lebensgeschichte Carl Hiltys vergleiche: Carl Hilty, *Vergangenes*. Politisches Jahrbuch der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Bern 1907 und 1908. – Heinrich Auer, *Carl Hilty* Bern 1910. – Alfred Stucki, *Carl Hilty*. Basel 1946. – Carl Hilty, *Freiheit; Gedanken über Mensch und Staat*, herausgegeben von Hans Rudolf Hilty. (Mit einem Anhang: Carl Hilty, *der Mensch und sein Werk*.) Frauenfeld 1946.

E. St. / Miniatur aus einer Handschrift des Diwan von Hafis

Zu den erfreulichsten Erlebnissen des Steuer-manns unserer «Navis stultifera» gehört es, wenn ein Fahrgast ihm ein besonders schönes Stück aus seiner Sammlung zur Veröffentlichung anvertraut. Schon einmal¹ hat unser Mitglied, Frau M. Frey-Baumann auf Schloß Meggenhorn, uns in großzügiger Weise einen Blick in ihre mit feinem Gefühl für das Wesentliche geäußerten Bücherschätze tun lassen. Heute bereitet sie uns die Freude, das vorliegende herrliche Blatt aus ihren persischen Miniaturen wiedergeben zu dürfen, indem sie wiederum die erheblichen Kosten für die Herstellung der Druckstöcke und der Drucklegung übernimmt. Wir danken ihr dafür in unser aller Namen herzlich.

Kein Werk aus dem Kulturkreise des Islam hat wohl auf bedeutende Dichter deutscher Sprache einen so starken Einfluß gehabt als der «Diwan» jenes Schams od-din Mohammad mit dem Beinamen Hafis, über dessen äußere Lebensschicksale man kaum mehr weiß, als daß er etwa sechzigjährig im Jahre 1389 in Schiras gestorben ist. Nachdem Joseph v. Hammer-Purgstall das Werk des Persers in formloser Übertragung verdeutscht hatte², ward Goethe von dessen Gedankenreichtum so stark ergriffen, daß es in seinen Tag- und Jahreshften für 1815 heißt: «Ich mußte mich dagegen produktiv verhalten, weil ich sonst vor

der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können.» Ein Vertrauter Goethes³ zeichnet Worte des Dichterfürsten auf, die auf dessen Begegnung mit Hafis Bezug haben:

«Wenn man das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden erblickt, so lassen sich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen wie über die einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die Mitgabe einer höheren Macht ins Leben. Wohl übersetzt sich jeder diese Formeln in die ihm eigentümliche Sprache, paßt sie auf mannigfache Weise seinen beengten individuellen Zuständen an und mischt dadurch so viel Unlauteres darunter, daß sie kaum mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu erkennen sind. Aber diese letztere taucht doch immer unversehens wieder auf, bald in diesem, bald in jenem Volke, und der aufmerksame Forscher setzt sich aus solchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammen.»

Elemente der Poesie, die Goethe bei Hafis findet, sind Liebe, Wein, kriegerischer Schall und kräftige Auflehnung gegen geistliche und weltliche Widersacher⁴:

«Weiß der Sänger, dieser viere
Urgewaltgen Stoff zu mischen,
Hafis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfrischen.»⁵

Sein «West-östlicher Diwan»⁶ entstand ganz aus der Anregung durch das Werk des iranischen Dichters. «Durch das Erlebnis Goethes kommt uns Hafis unmittelbar nahe. Wer Hafis verstehen will, muß auf Goethe zurückgehen.»⁷

¹ Fr. v. Müller, *Tagebuch* 29. 4. 1818. S. Schaefer S. 104.

² Schaefer, S. 114.

³ «Buch des Sängers», «Elemente».

⁴ Erstausgabe Stuttgart, Cotta, 1819.

⁷ Schaefer, S. 109.

¹ Siehe Jahrgang 3, S. 44 ff.

² Der Diwan von Mohammed, Schamsed-Din-Hafis. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1812-13.